Neue Zürcher Zeitung

«Es findet gerade eine darwinsche Selektion statt»

Der gefeierte Bratscher und Hochschullehrer Nils Mönkemeyer sorgt sich um den musikalischen Nachwuchs

MARCO FREI

Die These sorgte im Frühsommer 2020 für beträchtliche Aufregung: Kurz nach dem ersten Shutdown, der sich für die Kulturwelt in einen dauerhaften verwandelt hat, warnte der Tenor Jonas Kaufmann davor, dass die Auswirkungen der Krise für die Kultur in ihrem ganzen Ausmass erst viel später deutlich werden könnten. Konkret bestehe die Gefahr, dass im Musikleben in einigen Jahrzehnten der Nachwuchs fehle – weil sich viele junge Talente aufgrund der desolaten Aussichten für einen anderen Beruf entschieden.

Für Nils Mönkemeyer mutet diese These Kaufmanns realistisch, aber auch «ziemlich apokalyptisch» an. «Es war noch nie besonders leicht, in der Profimusik gross zu werden. Es ist sehr hart gesagt, aber: Ich glaube, dass die Corona-Pandemie gegenwärtig das Mittelfeld wegsortiert. Es ist eine Art darwinsche Selektion, die gerade stattfindet. Das klingt brutal, und das ist es auch.»

Mit 42 Jahren hat Nils Mönkemeyer seinen Platz in der Musikwelt längst gefunden. IRÈNE ZANDEL

«Kultureller Erdrutsch»

Mönkemeyer weiss, wovon er redet. Als einer der führenden Musiker seiner Generation ist er ausgesprochen breit aufgestellt und hat einen weiten Überblick. In Normalzeiten tourt der Wahlmünchner nicht nur als Solist und Kammermusiker durch die Klassikwelt, sondern ist auch als Veranstalter aktiv. Gemeinsam mit seinem Klavierpartner William Youn leitet er seit 2019 die «Insel-Konzerte» auf Herrenchiemsee, sozusagen auf halber Strecke zwischen Salzburg und München. Zudem hat er in Zusammenarbeit mit der Caritas das Festival «Klassik für alle» in Bonn entwickelt. Und nicht zuletzt ist Mönkemeyer ein allseits geschätzter Pädagoge.

Schon an der Escuela Superior de Música Reina Sofía in Madrid wirkte er als Assistenzprofessor und wurde im Oktober 2009 an die Musikhochschule Carl Maria von Weber nach Dresden berufen. Seit 2011 unterrichtet er als Bratschen-Professor an der Hochschule für Musik und Theater in München. Für Mönkemeyer tangiert die besagte «darwinsche Selektion» einerseits das individuelle künstlerische Niveau wie andererseits auch – «auf erschreckende Weise» – das «ganze Mittelfeld der Orchester und Veranstalter».

«Diese Pandemie werden wahrscheinlich nur die Besten künstlerisch überleben. Gleichzeitig kann sich die Kreativität nicht durchsetzen: weil die alternative, freie Szene, wo hochspannende Dinge passieren, als Erstes wegbrechen wird.» Im Gespräch zieht Mönkemeyer eine Parallele zu den kulturpolitischen Entwicklungen in den Niederlanden vor rund zehn Jahren, als der Staat die Zuschüsse für Kunst und Kultur zusammengestrichen hatte. Der grosse Dirigent Bernard Haitink attestierte seiner Heimat seinerzeit auf Nachfrage, während eines Dirigier-Meisterkurses im Rahmen des Lucerne Festival an Ostern 2012, einen «kulturellen Erdrutsch». «Viele tolle Initiativen sind damals gestorben», erinnert sich Mönkemeyer. «Es ist meine grösste Sorge, dass alle, die nicht den konventionellen Weg gehen wollen, es jetzt noch schwerer haben als ohnehin schon.»

Wie wichtig ihm selbst gerade die freie Szene ist, zeigen seine Konzerte und bisherigen Einspielungen – so auch seine jüngste CD. Sie schlägt eine Brücke von den Barockmeistern Antonio Vivaldi und Giuseppe Tartini über Alessandro Rolla bis zu Niccolò Paganini. Dieses «Italienische Album», vielleicht seine bisher beste und kühnste CD, hat Mönkemeyer mit dem innovativen Originalklang-Ensemble L'arte del mondo von Werner Ehrhardt aus Leverkusen realisiert.

«Generation Fragezeichen»

Wie aber ist derzeit die Stimmung in seiner Bratschen-Klasse in München? «Niemand von meinen Studierenden hat aufgehört zu üben oder sich überlegt, den Beruf zu wechseln», erwidert Mönkemeyer. Doch es gebe «sehr viel Verunsicherung und Angst» – zumal nicht klar sei, wie der Arbeitsmarkt nach der Pandemie aussehen werde.

«Für die Studierenden zwischen 26 und 30 Jahren, die in der Jobfindungsphase sind, ist es wirklich schlimm: weil ihre Chancen schwinden. Für sie ist es beängstigend, da ihnen buchstäblich die Zeit davonläuft.» Da sind etwa die wichtigen Probespiele für Anstellungen in Orchestern oder erste Aushilfsverträge in Klangkörpern, die wegen Corona nicht angetreten werden konnten: «Wer über 30 Jahre ist, bekommt faktisch nur dann eine Einladung zu einem Probespiel im Orchester, wenn man bereits eine gleichwertige feste Stelle irgendwo hat. Wenn ich 29 Jahre wäre, würde ich mir sehr grosse Sorgen machen.»

Gleichzeitig bemerkt Mönkemeyer unter seinen Studentinnen und Studenten aber auch das «Prinzip Hoffnung», wie er es selbst aus seiner Studienzeit kennt. «Klappt das eine nicht, habe ich noch eine andere Chance.» Ein «grosses Fragezeichen für die Zukunft» sei allerdings das Wegbrechen der internationalen Ausrichtung der Musik. «Das wird den gesamten Markt verändern und gleichzeitig Chancen wegnehmen», meint Mönkemeyer. «Die Globalisierung der Musikszene ist momentan ganz merkwürdig gestoppt.»

Neue nationale Schulen?

Das berührt nicht nur das Konzertleben und die Tourneen, sondern auch die multinationalen Austauschprogramme in der Musikausbildung. «Genau dieser Austausch fehlt im Lockdown. Dafür ist die Studienzeit da, und das kann man nie mehr nachholen.» Wie international wird also das Musikleben nach der Krise sein? Für Mönkemeyer steht fest:

> «Die Globalisierung der Musikszene ist momentan ganz merkwürdig gestoppt.»

«Sollten wir nationaler werden, wird das auch einen grossen Einfluss auf unser Spiel haben.»

Dann droht für Mönkemeyer die Rückkehr zu einem Denken in künstlerischen und stilistischen Schulen. «Ich fände das bedauerlich, weil ich überzeugt bin, dass unsere zeitgemässe Art zu musizieren aus der Offenheit des Austauschs kommt.» Gleichwohl glaubt Mönkemeyer unverdrossen weiter an den «inneren Drang» in der Kunst. «Es gibt etwas, das grösser ist und erklärt, warum man etwas macht: weil man es eben machen muss. Wer das in sich fühlt, wird immer Künstler werden und das auch bleiben. Genau diese Personen werden in Zukunft weiterhin eine Chance haben.»

CD-Hinweis: «Italiano». Werke für Viola und Orchester von Antonio Vivaldi, Giuseppe Tartini, Alessandro Rolla und Niccolò Paganini. Nils Mönkemeyer (Viola), L'arte del mondo, Werner Ehrhardt (Leitung). Sony CD 19 439 730 032 (1 CD).

Der Taube rührt an ein Tabu

Im Sprechen komme der Mensch zur Vernunft, hiess es lange. Für Gehörlose hatte diese Annahme gravierende Konsequenzen

URS HAFNER

Kein Mensch ist ohne Makel. Kaum ein Gebrechen aber hat die Gesellschaft so gereizt wie die Gehörlosigkeit. Die Blinde, der Gelähmte, die Demente: Auch sie wurden immer wieder unterstützt und waren zugleich damit konfrontiert, dass die Politik sich nur am makellosen Normalmenschen orientierte.

Die Schwerhörigen indes wurden von der Pädagogik und der Medizin zu einer geradezu pathologischen Figur deformiert. Im 19. Jahrhundert eröffneten Kirchenvertreter und Philanthropinnen eine Reihe von «Taubstummenanstalten» – obschon Menschen mit Hörbehinderungen keineswegs stumm sind, sondern sich einfach schwertun mit Sprechen. Die Absicht schien vernünftig. Die Anstalten in Yverdon, Wabern, Genf, Zürich und Riehen wollten die betroffenen Kinder bilden, damit sie sich künftig als Handwerker und Wäscherinnen selbst über die Runden bringen konnten.

Primitives Gestikulieren

Anfänglich war sich die Gehörlosenpädagogik über den einzuschlagenden Weg uneins, wie die von Historikern und Historikerinnen der Universität Basel verfasste Studie «Aus erster Hand» darlegt, welche die Geschichte der Anstalten und der Pädagogik der Gehörlosen erzählt. Die französische Ausrichtung setzte auf die Gebärdensprache, die hauptsächlich von gehörlosen Lehrern entwickelt wurde. Diese stützten sich dabei auf die unter Hörbehinderten schon länger verbreiteten Verständigungsformen.

Nach und nach aber wurde «das Gebärden» verboten. Wenn Kinder dennoch gestisch kommunizierten, band man ihnen die Hände auf den Rücken. Sie mussten die Lautsprache lernen, die von der deutschen Pädagogik favorisiert wurde. Die Unterdrückung der Gebärdensprache war von den Ideen der Aufklärung motiviert. Gebärden galt als primitive, für Wilde und Affen, nicht aber für zivilisierte Europäer geeignete Kommunikationsform. Die Anstaltsleiter und Lehrer hielten sich unter anderem an den Starpädagogen Johann Heinrich Pestalozzi und den hochgelehrten Johann Gottfried Herder, laut dem nur der sprechende Zögling über seine «verworrenen und rohen Gedanken» hinausgelange und sich wahrhaft bilde.

Damit teilte die Gehörlosenpädagogik das Paradigma des «Phonozentrismus». Dieser hat laut Jacques Derrida, der in seiner «Grammatologie» von 1967 um grosse Gesten nicht verlegen war, nahezu die gesamte Philosophie des «Abendlands» geprägt. Seiner Ansicht nach ist unsere phonetische Schrift nichts anderes als eine Ableitung der gesprochenen Sprache, in der das Ich, die Vernunft, der Sinn und so weiter zu sich kommen. Oder wie Hegel resümiert, der sich auch kurz fassen konnte: «Die Intelligenz äussert sich durch Sprechen.» Wer nicht spricht, ist nicht nur dumm, sondern auch kein Mensch.

Mit «Idiotie» verquickt

Mit Derrida könnte man den gestikulierenden Hörbehinderten als Dekonstruktivisten bezeichnen: Er gemahnt mit seiner Sprache die Gesellschaft an ihre unverrückbaren Normalitätsvorgaben. Der Taube rührt an ein Tabu: dass der westliche «Logozentrismus» nicht das Mass aller Dinge ist. Und dass die Menschen, die im selbstgewissen Reden – und Schreiben – ihre Identität zu finden glauben, eigentlich nichts wissen über sich.

Die Medizin verknüpfte den «Taubstummen» ab 1900 erbbiologisch mit «Idiotie», Epilepsie und Alkoholismus. Sie entwickelte einen verhängnisvollen Zusammenhang des Schreckens. Der Zürcher Humangenetiker und Rassentheoretiker Ernst Hanhart empfahl gar die Sterilisation der Gehörlosen, die indes in der Schweiz nicht durchgeführt wurde. Man legte ihnen aber mit moralischem Nachdruck nahe, nicht zu heiraten und keine Kinder zu zeugen, im Interesse der Volksgesundheit.

Die Gehörlosen blieben von ihrer Pathologisierung nicht unberührt, obschon sie sich zur Wehr setzten. Ihre Zusammenschlüsse nannten sie, wider besseres Wissen, «Taubstummenvereine». Hier praktizierten sie nicht nur das Gebärden, sondern spielten Fussball und erklommen Berge. Prägend in der ersten Gehörlosenbewegung war der taube Dichter und Prediger Eugen Sutermeister, der sich unermüdlich für die Sache der Gehörlosen einsetzte, zugleich aber die Stereotype der Pädagogik und der Medizin reproduzierte.

Zwist im eigenen Lager

Ab den 1960er Jahren formiert sich die zweite Gehörlosenbewegung. Wie andere Randgruppen auch entledigt sie sich nun der Stigmata, unter denen sie zu leiden hat. Zuerst wird die Bezeichnung «taubstumm» entsorgt, denn wer gebärdet, ist nicht sprachlos. Die Gebärdensprache erlebt eine Renaissance, auch im Unterricht, der vor lauter Artikulationsanstrengungen das Schreiben und Lesen vernachlässigt hat.

Heute steht das Gebärden gleichberechtigt neben der Lautsprache. Es ist von der Linguistik als vollwertige Sprache rehabilitiert worden. Der radikale Flügel der Bewegung sieht das Gebärden als Teil der «Kultur der Gehörlosen», die vom Untergang bedroht sei. Die Kulturalisierung erscheint wie ein Echo des sozialen Ausschlusses der «Taubstummen» im 19. Jahrhundert. Die Pathologisierung wird radikal positiv gewendet.

Die Aktivisten lehnen nicht nur das Erlernen der Lautsprache, sondern auch Hörhilfen ab, insbesondere das verblüffende Cochlea-Implantat. Sie betrachten das Nichtbeherrschen des phonetischen Sprechens nicht als Behinderung, sondern als Grundlage ihrer Kultur. Über dieser Frage hat sich die Gehörlosenbewegung inzwischen entzweit.

Rebecca Hesse, Alan Canonica, Mirjam Janett, Martin Lengwiler, Florian Rudin: Aus erster Hand. Gehörlose, Gebärdensprache und Gehörlosenpädagogik in der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert. Chronos-Verlag, Zürich 2020. 300 S., Fr. 35.90.